

zwar

GREENPEACE Magazin 2/92
Juni

türme

ektrisch

blumen

onlicht

nwollen

entlang

büsche

erinnen

einöde

schreie

Stadt

Der
zerstörte
Lebens
raum

Meine Liebe zur Stadt

von Maja Wicki*

Die Annäherung an die Stadt als Love Story – Erinnerungen und Eindrücke einer Frau, die mit Leidenschaft in Städte eintaucht.

Ich wuchs in der Nähe von grossen Städten auf, auf dem Land. Von weit her sahen sie wie Gebirge aus, mit hohen, grauen Zacken und Spitzen, über denen Rauchfahnen lagen wie Wolken. Wenn die Grossmutter in die Stadt fuhr, zog sie das schwarze Kleid mit den Stickereien über dem Busen an, und wenn sie zurückkam, brachte sie mir eine merkwürdige Frucht mit, die Banane hiess. Früh prägte sich mir ein, dass die Stadt Aussergewöhnliches forderte und bot.

Bevor ich wusste, was eine Stadt ist, sah ich eine Stadt brennen. Eines Nachts wurde ich in eine wollene Decke gehüllt und vom Grossvater schweratmend auf den Hügel hinter dem Haus getragen. Dort standen wir, Grossmutter und Grossvater, die zwei jüngeren Schwestern meines Vaters und das kleine Mädchen, das ich war, und wir sahen jenseits der Grenze die bombardierte Stadt brennen. Gebannt, wie versteinert, wortlos. Nicht nur, weil wir "drüben" Verwandte hatten. Nicht nur, weil der Krieg überhaupt wortlos machte, mit allem, was mich als Kind davon traf – die brüllenden Stimmen am Radio und die Marschmusik, die grauen Gesichter der Flüchtlinge am Bahnhof, der Geruch nach Moder und Desinfektionsmitteln, die dumpf aufheulenden Sirenen, der Luftschutzkeller im Altersheim, die ständig und überall spürbare Angst. Auf dem Hügel in der Nacht kam noch das Entsetzen hinzu, dass selbst die grosse, aus Stein fest gebaute Stadt lichterloh brannte, als wäre sie aus Papier. Die ganze Welt schien zu brennen, der Himmel brannte. Das hiess, dass gar nichts die Menschen zu schützen vermochte. Auch nicht die Kinder? fragte ich den Grossvater.

Nach dem Krieg stand ich vor den rauchgeschwärzten Ruinen anderer Städte, später in den Überresten der – in früheren Kriegen zerstörten – römischen Städte, etwa im Forum Romanum, noch später zwischen den Funda-

menten von Selinunte auf Sizilien, noch später auf den Überresten griechischer und ägyptischer Städte. War es, dass aus der Todeserfahrung der zerstörten Städte meine Liebe zur lebendigen, brodelnden, ineinandergeschachtelten, ruhelosen, prachtstrotzenden, armseligen, funkensprühenden Stadt wuchs, zu diesem mächtigen Organismus mit seiner lauten Geschäftigkeit in den ineinander- und auseinanderführenden Strassen und Plätzen, mit seiner Dörflichkeit in den Hinterhöfen, mit seinem Abfall und seinen Hoffnungen, mit seiner drängenden und quälenden Generosität, mit den vorüberziehenden, ständig wechselnden Abertausenden von zeitgejagten Gesichtern, Augenpaaren, Mündern und Stimmen, mit der unbeschreiblichen Dichte menschlichen Lebens?

Schwer zu sagen, in wie viele Städte ich so eingetaucht bin, mit meinem eigenen Gesicht und meinem Blick und meiner Stimme, mit dem plötzlichen Bewusstsein meiner Ichunwichtigkeit, mit der schnellen Stummheit meiner Vereinzelnung, ob in den Metrokorridoren unter Tag, in diesem Labyrinth aus Stollen und unterirdischen Sälen, mit der von Ausatmungen schweren Nichtluft-Luft und dem Brechreiz davon vom Aufstehen bis in den Schlaf, von all den dunstigen, sandigen, millionenfach ausgetragenen, ausgestossenen, ausgetauschten Ausatmungen, oder im blasenbrodelnden Geschiebe der Menschen auf den Avenidas oder Chausseen oder Boulevards oder in den fast berstenden Gassen der Altstädte, in dieser steinernen, verstopften Schluchtenlandschaft mit dem trägen, tödlichen Blechfluss in der Mitte, schwer zu sagen. An Taxifahrer mich zu halten habe ich mir angewöhnt, wo immer ich war, geduldige Unkundige manchmal oder freundliche Kundige, Lotsen zu unbekanntem Destinationen, die immer nach Herkunft und Sprache fragen und ob ich Lucca kenne oder Kiew, und manchmal ergeben sich Gespräche über Freiheit, Emigration und über Kosten für Essen und Wohnen, über die Tage- und Nächstearbeit von Männern und Frauen und über die Angst, unterbrochen von schnellen, beiläufigen Flüchen über andere Fahrer oder von spitzem Tuten der Autos vorn und hinten oder vom welligen Schwiepen blockier-



Essay



ter Ambulanzen, und dann: "Take care, Lady", und das Fahrgeld wechselt die Hand.

Einzelne Gesichter prägen sich ein unter den Millionen - der Horror in den Augen des spastisch Gelähmten im Rollstuhl mitten unter den Vorübergehenden, die alle zu schnell sind, um nur einen Blick auf die Büchse zu werfen, die er ausstreckt, geschweige eine Münze hineinzuworfen, oder wenig später, am Rand des Gehsteigs, fast wie ein Rammfahl der baumstarke Unbewegliche, der an Brust und Rücken ein Schild trägt "blind" und zwischen den Füßen einen blinden Hund schützt, dann endlich das Haus, nach dem ich suche, in einer Seitenstrasse. Der Lift fährt nicht, im neunten Stock drückt sich ein weisshaariger Alter ans Fenster, "Gas! Es riecht nach Gas", stöhnt er, und ich haste weiter, zu einer Besprechung, derentwegen ich die Stadt durchquert habe. Dann wieder im Taxi, auf der Schnellstrasse zurück, schweigend, erschöpft. Bei der Ausfahrt, schon fast im Gewühl, steht ein Menschenbündel, grau, dann bricht es zusammen.

Inseln in der Stadt sind die Pärke, grüner Schaum statt Asphalt, darauf rastende Mädchen und Männer mit Broten und Dosen, Bänke mit Alten und Schlafenden, darunter die Schönheit von Saba, ein Teich mit Booten. Dort in der Nähe die Kinderband, sieben Jahre alt oder neun sind die Buben und Mädchen, machen Musik, als wäre Musik ihre Geschichte. Wozu das Verdiente gebraucht wird? Zum Leben, sagen sie professionell. Auch Büchergeschäfte sind Inseln, Bücher in babylonischen Sprachen, die Augen können die Titel, die Dichterinnen und Denker nicht fassen, vergessene, alte und unbekannte. Einen Band aus der Fülle greife ich heraus, ohne Absicht, 1951 erstmals erschienen: "New hopes for a changing world" von Bertrand Russell.

Hoffnung? Hoffnung war die Triebkraft bei der Gründung der Städte, wo immer sie entstanden, ob auf schwer zugänglichen Hochebenen, ob an Ufern von Flüssen oder an Meeresbuchten, ob sie durch Fürsten oder durch Flüchtlinge gebaut wurden, ob die Hoffnung Reichtum und Macht bedeutete oder Heimat. Hoffnung ist noch immer der starke Motor, der das Wachstum der Städte antreibt, Hoffnung auf

bessere Einkommens-, Bildungs- und Versorgungsmöglichkeiten, kurz, auf ein besseres Überleben. Innerhalb von dreissig Jahren, zwischen 1950 und 1980, stieg weltweit die Anzahl der Stadtbewohner und -bewohnerinnen von 300 Millionen auf 1,8 Milliarden an. Gegen Ende dieses Jahrhunderts werden rund um die Erde mehr Menschen in Städten als auf dem Land wohnen. 12 Städte zählen jetzt schon mehr als 10 Millionen, im Jahr 2000 werden es nach Schätzungen der EG-Kommission 21 sein, davon wenigstens 18 in der sogenannten Dritten Welt, wo die Städte jährlich um 3,6 Prozent wachsen.

Multiplizierte, potenzierte Millionenzahlen? Werden die Städte nicht an den Menschen ersticken? Werden sie nicht buchstäblich bersten? Drohen sie nicht an Hungeraufständen oder an Typhus- und Choleraepidemien zugrunde zu gehen? Meinem Ermessen zufolge, dem die Kenntnis der bisherigen Stadtzerstörungen und die Liebe zu den zivilisatorischen, lebensbejahenden Kräften der Stadt zugrunde liegen, werden vor allem diejenigen Kräfte den Städten bedrohlich sein, die überhaupt zivilisationszerstörerisch sind, allen voran der Krieg und alle anderen Formen mangelnder Verantwortung dem gemeinschaftlichen Leben gegenüber. Dazu gehören - unter vielem anderem - Steuer- und Stadtflucht der Reichen, Missbrauch der Stadt als Spekulationsobjekt, politische Indifferenz und Resignation. Ich plädiere für eine umfassende und präzise Neubesinnung auf den unveräusserlichen Wert der Städte - auch der grossen Städte, selbst der weiter wachsenden Millionenstädte - und für eine Koordination der gescheitesten, kreativsten Denkerinnen und Denker in Hinblick auf konkrete, durchführbare Projekte, die die umfassende Lebensqualität der Stadtbewohner und -bewohnerinnen zum Thema haben: das heisst die Qualität von öffentlicher Partizipation und individuellem Leben, von Gewaltfreiheit und Vielfalt, von Wohnen und Versorgung, von Bildung, von Arbeit und Freizeit. Dabei muss sich der Massstab für das, was als Qualität gilt, nach den Lebensbedingungen der Schwächsten richten: nach denen der Neuzuzüger und Neuzuzügerinnen, nach denen der Kinder.

